

Die heiligen Drei Könige

von Leutersdorf

Liebe Leutersdorfer ,

jetzt. Jetzt ist es Zeit. Zeit für diesen Brief. Das Eis ist geschmolzen. Der Abdruck der Hagelkörner auf meiner Haut ist nicht mehr tastbar. Es ist Frühling geworden. Jahreszeit für Liebesbriefe. Endlich. Die Schneeschmelze dauerte viele Jahre. Es blieb kalt in mir, wenn ich an das Dorf meiner Geburt dachte. An das kleine Textilindustriedorf im sogenannten „Dreiländereck“ der ehemaligen DDR, zwischen Polen und Tschechien.

Hier erblickte ich im Oktober 1946 als vierte Tochter einer niederschlesischen Flüchtlingsfamilie das Licht der Welt. 14 Grad Celsius sollen es in meinem Geburtsraum, dem Schlafzimmer im Leutersdorfer Pfarrhaus, gewesen sein, als mir Hebamme Hertel zusammen mit meiner von der Geburt abgekämpften Mutter zum eigenen Atmen verhalf. Keine freundliche Empfangstemperatur für eine Lebensanfängerin. Doch dafür konnte keiner etwas in diesen spartanischen Nachkriegsmonaten. Meine Mutter, eine schöne 26-Jährige und mein von den zurückliegenden Hungermonaten gezeichneter Vater hätten sich auch mehr Wärme für ihr viertes Zufallskind gewünscht. Doch

der kleine Ofen, gespeist mit nasser Braunkohle, setzte den eigenen Wünschen objektive Grenzen. „Du sahst so vollkommen aus, nach deiner Geburt“, erzählte meine Mutter mehr als hundertmal. „Aber wir hatten fast nichts, was ein Kind zum Leben braucht. Und deshalb“, fügte sie regelmäßig hinzu, „hatten wir Angst, ob du überleben würdest. Und die nächsten, die folgen würden.“ „Hoffentlich wird das Baby nicht bald wie-

Schreie in die Nacht. Meine Mutter ist mit mir über die Dörfer gejagt, allein im Schnee – auf der Suche nach einem Kinderarzt, der Hoffnungsrezepte auszufüllen in der Lage wäre. Doch es hätte mich wohl niemand wirklich halten können in diesen rauen, kinderunfreundlichen Zeiten, wenn es nicht die HEILIGEN DREI KÖNIGE in Leutersdorf am Beginn meines Lebens und in meiner frühen Kindheit gegeben hätte. Jene Drei, denen offensichtlich daran gelegen war, dass ich meiner Familie erhalten blieb. Jene Könige, die mich auf dem Schoß wiegten und in warme Sachen hüllten, damit ich blieb, wozu sie mich erwählt: ihr Leutersdorfer Kind.

„Deine Eltern und Geschwister sind nur Zugereiste“, pflegten die Könige immer wieder einmal augenzwinkernd zu betonen. „Du bist eine von uns. Unsrre Gabrrriele.“ Und dabei rollten sie die Augen und die Zunge zu jenem Oberlausitzer „R“, das keinen Widerspruch duldete. Die Könige hießen Ilse Wünsche, Ilse Kühnel und Heinrich Oltmanns. Sie brachten Milch, eine komplette Babyausstattung vom soeben erstverstorbenen eigenen Kind und Brot, die Königsspeise damaliger Zeiten. Fürs Überleben so viel notwendiger als das, was ihre drei Vorbilder in der

**„...und taten ihre
Schätze auf und
schenkten ihm
Gold , Weihrauch
und Myrrhe.“
(Mt.2,11 b)**

der ein Engel“, soll eine skeptische Fee an meinem geliehenen Kinderbett geflüstert haben. Vielleicht hätte ich mich damals wirklich bald wieder davongemacht. Versuche hat es gegeben. Schwere Darmstörungen, täglich blaugefrorene Lippen, Erbrechen und



**Gabi Herbst,
4 Monate alt**

Weihnachtsgeschichte brachten, von denen es heißt: „Sie taten ihre Schätze auf und schenkten dem Kind Gold, Weihrauch und Myrrhe.“

Längst sind sie tot, meine drei Könige, genauer gesagt, meine beiden Königinnen und der eine, in meinen Erinnerungen duftende König. Sie sind gestorben, bevor ich ihnen mit einem Brief wie diesem Danke sagen konnte. Danke dafür, dass sie in bitteren Zeiten sich nicht verbitterten. Dass sie sich nicht an das Sterben von Kindern gewöhnten, ohne wenigstens den Versuch zu unternehmen, es zu verhindern. Dass sie mich davor bewahrten, dieses spannende, kostbare Leben verlassen zu müssen, bevor es wirklich begonnen hatte. Wussten Sie, liebe Leutersdorfer, dass Ihr, unser Dorf in jenen Jahren Könige beherbergte?

Ich hatte es auch beinahe vergessen. Wegen der Hagelkörner in den ideologischen Kältejahren meiner Kindheit und Jugend in meinem Heimatdorf. Ich hatte es beinahe vergessen, weil die Könige dem älter werdenden Pfarrerskind von Jahr zu Jahr schwächer leuchteten als die fuchsischen Herodesse unterschiedlicher Prägung, die meinen Lebensweg und den meiner Familie blendeten. Diese

verdarben zeitweilig den guten Anfang. Sie machten die Milch des stärkenden Beginns sauer. Sie gaben den Babykleidern den Hauch von Gestohlenem und dem Brot einen schimmlichen Beigeschmack. „Du bist kein Arbeiter- und Bauernkind“, raunten die Füchse. „Du darfst nicht mitfeiern beim Fasching, wenn die anderen Kinder das Pappnasenspiel veranstalten und Unmengen köstlicher Pfannkuchen aus der Wenzelschen Bäckerei vertilgen. Du gehörst nicht zu uns, weil du kein junger Pionier bist und kein blaues Halstuch trägst. Deine Schwester spielt wirklich wunderbar Geige. Aber beim Schulfest können wir sie trotzdem nicht gebrauchen. Du hörst tatsächlich »Radio Luxemburg!« Schämst du dich nicht? Ist es dir nicht peinlich, dass deine Eltern sich penetrant weigern, bei Volkswahlen den Kandidaten der Nationalen Front ihr Vertrauen zu schenken? Gott soll die Welt erschaffen haben? Grotesk! Mal deinen Gott doch einmal an die Tafel! Siehst du, das kannst du nicht.“ Ich hatte die Könige beinahe vergessen. Die mich

im Leben behalten wollten, weil ich in dieses Dorf gehörte, ihm willkommen war. Damit ich nicht davonging vor der Zeit.

Die Füchsischen aber schnitten Scheibe für Scheibe von diesem Gefühl des Dazugehörens, des Gewolltseins aus meiner Haut. Hatten die Könige mich stark gemacht, schwächten mich jene, wo sie nur konnten. Sie belauschten Pausengespräche auf dem Schulhof der mühsam erkämpften Oberschule. Sie stenographierten die Predigten des Vaters und zählten die Pakete aus dem klassenfeindlichen Teil des gemeinsamen Landes. Sie krochen die Treppen meines Geburtshauses hoch, um verbotene Literatur zu sichten und zu ächten. „Hier gehörst du nicht hin“, atmeten ihre Poren aus. „Hier gehöre ich nicht hin“, dachte ich bald, nachdem ich Lesen und Schreiben gelernt hatte. „Hier sollst du fortgehen, du weißt schon, in welche Richtung“, lautete ihr unmoralisches Angebot. Aber ich blieb. blieb auf einer Insel, auf der Sommer war: im Haus, auf dem Friedhof, in der neugotischen Kirche. Rund um die Insel war es kalt und glatt. Zu glatt für ein Kind wie mich. Man rutschte aus und verletzte sich.

Jetzt. Jetzt ist es Zeit. Zeit für diesen Brief. Das Eis ist geschmolzen.

Der Abdruck der Hagelkörner auf meiner Haut ist nicht mehr tastbar. Es ist Frühling geworden. Jahreszeit für Liebesbriefe. Endlich. Ich habe Ihr Dorf, liebe Leutersdorfer, mein Dorf besucht, vor kurzem, da es 40 Jahre Grundschulabschluss zu feiern gab. Ich bin ausgestiegen im Niederdorf, aus dem Linienbus, weil die Züge sich in dieser verlassenen Gegend angeblich nicht mehr rentieren. Ich bin zum Grab meines Vaters gelaufen, zum einstigen Inselbezirk also, den ich immer zuerst aufsuche. Danach, da noch Zeit blieb bis zum Beginn des gemeinsamen Anstoßens, schlenderte ich eher ziellos durch die abendlichen Straßen von Leutersdorf.

Ich kam am Haus meines Königs vorbei. Als mein roter Mantel den Hauszaun berührte, tauchte der König plötzlich wieder auf. Er roch nach „Kölnisch Wasser“ und nach dem weiten Meer. Er raunte mir zu, dass es nun endlich Zeit würde, dass ich die herrlichen Bilder meines Lebens in diesem Dorf wieder in mir aufsteigen ließe. „Ich beschenkte dich damals nicht mit kostbarem Gold“, flüsterte König Heinrich, „damit du dich heute immer noch bedauerst. Schmerzen hin. Schmerzen her. Jetzt wird gelebt und gelacht.“ Wie früher, dachte ich. So war er schon damals. Mein zur See gefahrener König. Er arbeitete nach dem Krieg in unserem

Kirchenbüro und teilte mit dem hungrigen Mädchen, das ich war, sein morgendliches Frühstücksbrot. Ich kletterte auf seinen Schoß, klimperte ein wenig auf den Tasten der alten Schreibmaschine. Dann gab es die Königsspeise, die Überlebensschnitte. Das Gold eben, Stückchen für Stückchen. „Manchmal, erinnerst du dich“, sagte der König im leichten Befehlstone, „manchmal haben wir danach in meinen Muscheldosen, die ich von Schiffsreisen mitgebracht hatte, nach Schätzen gesucht.“ Ich erinnerte mich. Wie ich mich erinnerte!

Auch an Ilse Kühnel, eine der zwei Königinnen, die wenige Tage



Rogier van der Weyden, Dreikönigsaltar: Die Anbetung der Heiligen drei Könige (2. Drittel 15. Jh.)

Abend meiner Rückkehr ins Dorf plötzlich zum Greifen nahe. Ich hatte das Gefühl, dass meine drei Könige, die mir nach langer Zeit wieder erschienen, etwas beabsichtigten. Sie wollten mir noch einmal, auf eine ganz andere Weise als vor so vielen Jahren, mein Dorf, mein Vertrauen, meine lebendige Identität wiederschenken.

Liebe Leutersdorfer, ich glaube, dass ein ganzes Dorf über Jahrzehnte hinweg durch den Glanz und den Edelmut solcher Königinnen und Könige geadelt wird. Dass solche Frauen und Männer Schnee und Eis zum

vor meiner Geburt ihr erstes Kind verloren hatte. Daheim war alles vorbereitet gewesen für den lang erwarteten Jungen. Was man eben so vorbereitete, wenn man den Krieg auf dem heimischen Dorf relativ unbeschadet überstanden hatte. Jäckchen waren fertig und Spitzenhemden, Strampler und viele weiße, kostbare Baumwollwindeln. Aber der Junge starb nach der Geburt. Mein Vater bettete ihn in die Leutersdorfer Erde. „Es tut mir so leid“, soll er der verzweifelten Frau gesagt haben. „So leid.“ Diese hörte davon, dass ich, eben in jenen Tagen, in denen ihr Kind fortging, angekommen war. Dass mir das Leben geblieben war, dafür fast nichts zum Anziehen. In diesem Moment verwandelte sie sich in eine meiner Königinnen und brachte mir Weihrauch, den Duft frischer, wärmender Babykleidung. Und schließlich tauchte in meinen Erinnerungen auch die dritte Königin wieder auf. Die Frau, die ich Purzelbäume schlagen sehe in unserem Wohnzimmer. Eine lustige Person muss sie gewesen sein, die Milch- und Brotbringerin meiner frühen Jahre. Sie nahm meiner Mutter Falten vom Gesicht und zauberte mir Fleisch auf die kleinen Knochen. Ihre Myrrhe, ihr Hoffnungsgeschenk, war an diesem



Gabi Herbst als Schulkind

Schmelzen bringen und Narben unwichtig erscheinen lassen. Sie ver helfen einer erwachsenen Frau wie mir dazu, sich endlich in Dankbarkeit und Liebe an den Ort zu erinnern, in dem ich geboren wurde. Den Ort, der mich für immer mit den wesentlichsten Bildern, Gerüchen und Erfahrungen ausgestattet hat. Es ist, als zauberten meine Könige plötzlich ein ganzes Heer guter und freundlicher Menschen hervor, welches es neben ihnen selbst auch noch im Dorf meiner Kindheit gegeben hat.

Hirten, die Fleisch und Wolle brachten, und Wirte, die mir Raum boten außerhalb meiner selbstgewählten Insel. Es ist, als brächte die Wiederbegegnung mit den längst verstorbenen Königen für mich heute die Bäume gegenüber dem Pfarrhaus, den üppigen Rotdorn, wieder zum Blühen. Ich höre neue Musik aus dem alten Ort. Vernehme lustige, anerkennende und wärmende Worte, die es in Schule, Bürgermeisterei, beim Bäcker und vor der gefürchteten Polizei auch damals für mich gegeben haben muss. Ein nicht zu beschreibendes Geschenk für mich!

Plötzlich erschließt sich mir ein Ort, dem ich mich lange verschlossen hatte. Den ich durchschritt wie eine Fremde. Ich laufe durch das Dorf



Gabi Herbst heute

meiner Kindheit unter dem Schutz von Königen. Ich fürchte die Füchse nicht mehr. Manchmal sehe ich Goldstaub in einem Vorgarten blitzen. Erhasche einen Duft von Weihrauch und Myrrhe. Nie werde ich die Geschenke der Könige vergessen, obwohl ich längst in einer Großstadt mein Zuhause gefunden habe.

Wenn ich hier, wie es fast täglich geschieht, mit Flüchtlingskindern aus Angola und Äthiopien zusammen bin, nehme ich hin und wieder eines von ihnen auf den Schoß. Keine Schreibmaschine klumpert. Aber wir teilen Schokolade oder einen Becher Milch. Wir teilen das Leben in dieser Stadt miteinander. Draußen riecht es nach Frühling. In Ihrem Dorf auch? Dann ist es gut. Denn der Frühling ist die Jahreszeit für Liebesbriefe.

Ihre Gabriele Herbst,
geborene Meißner, Magdeburg